

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 12 (1934-1935)

Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ZÜRCHER STUDENT

Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule

XII. Jahrgang (jährlich 10 Nummern) Heft 6 November 1934

INHALT

Hugo Mettler: Von Partituren, Elektrizität und Drehbüchern	Seite 159
Karl Ingold: Über das Wesen des wirtschafts- wissenschaftlichen Studiums	„ 169
Max E. Eisenring: Das Studentenheim an der E.T.H. im Jahre 1933/34	„ 174
Max Baumgartner: In Sachen der Zentral- stelle der Studentenschaft der Universität	„ 180
Alfred Birmann: Rund um Poughkeepsie	„ 182
D. Rosowsky: Plauderei um Ascona	„ 186
R. L.: Romanisten-Abend!	„ 189
Buchbesprechung	„ 190
Offizielle Mitteilungen	„ 191

Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Obocht!



Ueberall drohen Gefahren

Es ist daher notwendig, sich gegen die wirtschaftlichen Folgen von Unglücksfällen zu schützen. Sie können dies tun durch Abschluß einer **Unfall-Versicherung** bei der

HELVETIA

Schweiz. Unfall- und Haftpflicht-Versicherungsanstalt in Zürich
Bleicherweg 19

Haftpflicht-, Dienstboten-, Wasserschaden-, Einbruchdiebstahl- und Automobil-Kasko-Versicherungen

Schweizerische Kreditanstalt

Zürich

Wir empfehlen uns zur Entgegennahme
von Geldern und zur Besorgung
sämtlicher Bankgeschäfte

Aktienkapital und Reserven Fr. 204,000,000

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XII. Jahrgang, Heft 6 — November 1934

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Max E. Eisenring, Scheuchzerstr. 65, Zürich 6. Tel. 43.435

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

VON PARTITUREN, ELEKTRIZITÄT UND DREHBÜCHERN.

Hier soll etwas gewagt werden: Kritik und Vorschlag. Beides ist not. Beides ist umstritten. Und beides verheißungsvoll.

Und der es wagt, fühlt sich verantwortlich, seinen Kram aufzuschreiben und ändern zuzustecken. Denn es ist eine Sache, die nicht nur ihn angeht. Nicht nur ein privates Interesse. Das Interesse eines Hintertreppenstuben-Gelehrten oder eines weltfremden Dichterlings. Es ist eine allgemeine, eine öffentliche Sache.

Ich vergesse den Tag nicht, der mir die erste Eulenburgsche Taschenpartitur einer Sinfonie in die Hand drückte. Es war Mozarts letzte C-dur-Sinfonie, die mit Jupiter überschrieben ist. Ich war ein glücklicher Narr, als ich die Hörnertrioen des langsamen Satzes anschaute und nachlas. In der Weise und Ordnung, in der sie Mozart selber gesetzt haben mochte. Denn die Partitur, die ich da vor mir hatte, war doch das getreue Nachbild des Blattes, das der Komponist der Musik geschrieben hatte.

Warum war ich glücklich dabei? Weil ich die Musik, wenn ich sie auf diesem Blatte nachlas, im Geiste besser hörte, als wenn ich allein auf die Erinnerung oder den Klavierauszug angewiesen war? Weil ich sie besser hörte? — Nein, weil sie j e d e r besser hören konnte. Weil jeder — auch der nach tausend Jahren Geborene — wußte, was mit den schwarzen Punkten und Strichen gemeint war, und worum es in ihnen und ihrem vielgesichtigen Bilde ging. Das wußte, das wird wissen jeder, der Noten, Vorzeichen und ein wenig auch Notenschlüssel zu lesen versteht. Der schon so viel Musik gehört hat oder doch

ausreichend musikalischen Sinn und Instinkt besitzt, um sich den Klang eines bestimmten Tonbildes und die Wirkung eines von einem bestimmten Instrument hervorgebrachten Tones vorzustellen.

Ich bin nicht Berufsmusiker. Und darum will ich keine Sachverständigen-, aber auch keine musikwissenschaftliche Abhandlung schreiben, sondern nur vorbeigehend das Wichtigere erwähnen, nämlich, daß man von einem bedruckten Notenblatt immer wieder wird spielen können, und daß ein gewisser Mann — er heißt heutzutage Dirigent — eine gewisse Schar von Männern — man nennt sie Musiker und ihre Gemeinschaft das Orchester — immer wieder nach dem in der Partitur entworfenen Plane wird zusammenstellen und sie veranlassen können, dasselbe, was er aus der Partitur herausliest und in seinem Geiste gebildet klingen hört, in effecto in Musik umzusetzen, das heißt als eine Summe von einzelnen Stimmen und verschiedenen Klangfarben zur selben Zeit und mit derselben Absicht (mit der Absicht, einen Zusammenklang zu erzeugen und sich zu diesem Zwecke vom Dirigenten leiten zu lassen) zu spielen und allen, die in Reichweite stehen, zu Gehör zu führen. Nach dem, was in der Partitur komponiert und vorgezeichnet steht. Hab' ich genug erläutert?

Und nun — schaltet um, Freunde. Ich sitze im Kinotheater und erwarte, daß man den Hauptfilm des Abends laufen läßt. Die Leinwand strahlt auf im Licht des Scheinwerfers, präludische Musik ertönt, eine phantastische Schrift erscheint — der Titel des Films — und dann folgen in langer Reihe die Namen der Darsteller, Manuskript-, Musik- und Drehbuchschreiber, der Architekten, Photographen, Kostümlieferanten und — Regisseure. Aber noch immer ist mir ein Schauer über den Rücken gefahren, wenn ich den Namen des Regisseurs las, wie — das ist selbstverständlich — auch, wenn die Namen der „Verfasser“ (sie sind ja immer in der Mehrzahl — mögen sie's gewesen sein, möge die Mehrzahl der Teufel holen!) über die Leinwand liefen. Denn was ist eigentlich das Werk des Regisseurs? Die Erfindung des Themas, des Stoffs, der Handlung? Nein und Ja. Aber was hat denn der „Verfasser“ zu tun? Etwa soviel wie Karl der Große leisten mußte, um seine Unterschrift fertig zu stellen!

Auch auf alten Partituren und Konzertprogrammen steht manches über die Herstellung und die Aufführung, stehen viele Namen geschrieben (vor allem bei einer Oper) — aber wenn auch unter der Fülle der Darsteller, Musikanten und Bühnenmeister der Name des Haupt„beteiligten“, des Komponisten, unterzugehen droht, so weiß jeder, wenn er diesen vernimmt, doch zweifellos, w e r der Schöpfer, w e r der Gesegnete ist, der mit seinem Werke unsterblich bleiben wird.

Nun werde ich kleinlaut, und mein Herz sinkt in die Hosen, wenn ich es wage, den Film zum Vergleich heranzuziehen. Aber ich muß und will es. Ich höre nicht auf die Redensarten, der Film sei „eben nicht zu vergleichen mit...“, sei eben „mehr Technik als Kunst“, sei „aus andern Motiven entsprungen und mit andern Absichten geschaffen worden als eine Sinfonie“, u.s.f. Ich höre nicht darauf, sondern behaupte, daß er den Vergleich aushält — wenn er auch etwas anderes ist. Wenn er auch einen andern Geist hatte. (Muß er diesen „andern“ aber behalten?) Denn man meint wohl nicht seinen eignen, sondern den Geist der Technik. Aber daran, was diese auf dem Kerbholz hat, ist doch schließlich — der Mensch selber schuld. — Nun, ich will mich nicht weiter rechtfertigen, es würde hier von der Sache wegführen. Und vielleicht würde dann niemand mehr diesen, gerade d i e s e n Aufruf lesen.

Der Regisseur hat etwas zu tun. Ja. Aber er ist doch nicht der „Schöpfer“. Und der „Librettist“? Der hat nicht viel zu tun. Aber ist e r dafür vielleicht der Schöpfer? Weit entfernt! Der Film — so wie er heute leibt und lebt — hat k e i n e n S c h ö p f e r. Ausnahmefälle: Ein Regisseur hat eine geniale Idee gehabt. (Ob er deswegen aber schon ein Genie ist?) Oder: Es dreht sich alles um e i n e n Star, nach dessen Maß und nach dessen Absichten das Ganze geschaffen wurde. (Aber wer hat denn da eigentlich gewirkt? Der gerissene Kerl von Darsteller? Ja, aber auch nur dann, wenn er genug Narr war, um Dichter zu sein.)

Darum sollen einige Punkte festgehalten werden, die einerseits Feststellung von Tatsachen sind, andererseits aber in der Formulierung der negativen Tatsachen doch deutlich schon die Forderung nach dem entsprechenden gemeinten Positiven ent-

halten. Einmal: Es gibt noch keinen Filmkomponisten. Zweitens: Der heutige Film beruht noch nicht — oder nur in den seltensten Fällen — auf einer eindeutigen und klaren (sozusagen klassischen) filmischen und stilistischen Konzeption. Darum das Dritte — aus Eins und Zwei gefolgert: Es gibt noch kein Filmbuch (wenn damit eine Einheit von Manuskript und Drehbuch, von dichterischer und filmischer Komposition gemeint sein soll — also die Angelegenheit des Film„komponisten“). Zu fordern aber ist: ein Manuskript, das alles in sich schließt, was für die technische und Atelierpraxis des Films notwendig ist, das aber doch eine künstlerische und stilistische Reinheit bewahrt. Und viertens müßte ein Dichter „verlangt“ werden, der Dirigent und Organisator (Dichter und Regisseur in einer Person) ist, der den ganzen Apparat — vom ersten Federstrich bis zur letzten Aufnahme — in der Hand hält. Also jene Person, die zur Erfüllung und Verwirklichung aller Forderungen Voraussetzung und Krönung ist. Und als Anhang zu Punkt Drei sei noch erwähnt: Es müßte — ich werde erläutern, warum — eine kleine, verkürzte Ausgabe des Filmbuchs, eine „Taschenpartitur“, verfaßt werden (um den Sinn und das Ziel dieser Forderungen zu unterstreichen) . . .

Warum das alles, und wie sollen die Forderungen verwirklicht werden?

Zuerst das Warum: Der Film ist auf dem Wege begriffen, Kunstwerk zu sein. Er soll es ganz werden. Es dürfte aus den obigen Punkten klar zu begreifen sein, daß ihre Aufstellung und Forderung einzig zum Zwecke erfolgt ist, dem Film einen Stoß nach vorwärts, sozusagen jenen Schliff zu geben, dessen er bedarf, um Kunstwerk zu sein.

Ein Kunstwerk ist aber so beschaffen, muß so beschaffen sein — es gehört zu seiner immanenten Mitgift — daß man's immer wieder als solches erkennt und zu allen Zeiten als solches wird erkennen können. Es muß den Charakter der ewigen Geltung tragen, den Stempel der Unvergänglichkeit — selbst, wenn es für den Augenblick, für ein ausschließliches Zeitproblem geschaffen wurde. Denn wenn die Behandlung des Zeitproblems *sub specie artis* geschah, dann ist sie über die zeitliche Bindung erhoben worden.

Aber der Film ist heute noch restlos Eintagsfliege. Dieser Umstand ist nicht nur durch den Mangel eines entscheidenden innerlichen Moments bedingt (das eben zur Vollendung des Kunstwerks hergehörte), sondern ganz natürlich ebenso durch die technische Unvollkommenheit. Nämlich die technische Unvollkommenheit, Unmöglichkeit, den Film, so wie er gedreht und kopiert worden ist, den Filmstreifen, der nach einem bestimmten Drehpunkt gedreht worden ist und zu diesem also gehört wie der Marmor zur Plastik, aufzubewahren. Die Filmstreifen gehen kaputt — am Zahn der Zeit. Viel rascher und in ganz anderer Weise als der Kölner Dom oder die Markuslöwen, die Cheopspyramide oder die Laokoongruppe. Jedoch, nur vorwegnehmend sei's gesagt: Mit der technischen Vervollkommnung, mit der Erfindung des Verfahrens, nach dem die Filme unverwüstlich bleiben dürften, allein ist der Sache noch nicht gedient, ist — selbstverständlich — dem Film der Charakter des Kunstwerks noch nicht verliehen. Der Film ist ein Produkt von Kunst und Technik, und wenn er vermögen wird, die Technik in seine beste Aufgabe aufzusaugen (um Kunstwerk zu sein — um des Kunstwerks willen), dann hat er, quasi nebenbei, noch eine kaum minder wichtige Parallelaufgabe erfüllt, die unserm Jahrhundert vorbehalten geblieben: er hat dann die „schwarze Magie“, welche die Technik vorbeherrschte, überwunden — zum Ziele, daß die Technik neu gewertet werden darf und muß, als Dienerin, als Mittel des Zweckes, der Kunst heißt — und damit des Menscheistes. — Und das wäre gut, denn man hat lange genug den bösen Geist in der Technik gesehen, man fürchtete sie lange genug als die Bedrohung des Menschen (durch den Menschen selber!), als einen neuen Fall Luzifers!

Und das Wie: Wie Punkt Eins und Vier der obigen Forderungen zu erfüllen wären, ist naturgemäß am leichtesten und am schwersten zu sagen. Nenne den Mann mir, Muse, den vielgewandten! Lösen wird das Problem ja eben nur derjenige, welcher . . . die Kraft und den Geist hat, das zu leisten und zu vollenden, was dort gefordert ist (Dichter, Komponist, Dirigent, Organisator in einer Person!) . . . also ein zweiter Richard Wagner? Ja, aber nicht um „nur“ Richard Wagner zu sein,

nicht um „nur“ ein nationales Festspielhaus zu dirigieren, nicht um nur Musik und Wort zu schreiben (die geschriebene Musik dürfte in diesem Falle überhaupt wesentlich zurücktreten, wenn nicht ganz verschwinden), sondern um auch mit gläsernen Augen zu sehen und mit elektrischen Armen zu dirigieren!

Aber noch einmal — zu denen, die sich bereits als meine Feinde bekennen wollen, sei's gesagt: Nicht um den lebendigen Menschen zu verbannen! Ich will kein Robotertum und -herzogtum propagieren . . . , sondern um des Menschen willen! Im Dienste jenes Geschöpfes, dessen Geist diesen Diener geschaffen.

Zu den andern Punkten aber sei vorläufig dieses gesagt: Wer mit Aufmerksamkeit meinen Bericht über die Partituren gelesen hat, wird gleich festgestellt haben, daß es mir in meiner Forderung nach dem neu zu gestaltenden Filmbuch nur darum geht, dem Film etwas Ähnliches zu geben, wie Mozart mit der Partitur seiner Jupitersinfonie mir und meinen Urenkeln, die in hundert Jahren seine Werke dirigieren möchten, gegeben hat. Und zwar muß ich meinen Wunsch, meine Forderung nochmals begründen.

Das heutige Manuskript gibt nur in den seltensten Fällen einen einigermaßen zulänglichen Eindruck von dem Film, der nach ihm gedreht werden soll. Und das Drehbuch, nach dem wirklich gedreht werden soll und gedreht worden ist, verschwindet in den Archiven der Ateliers. Sonst geht es niemand etwas an. Zudem ist es, nicht nur in seiner Entferntheit vom Manuskript, sondern erst recht in seiner Gestalt- und Übersichtslosigkeit zwar ein Aquarium von Einfällen und Korrekturen, aber niemals ein Stilwerk. Also auch aus ihm kann man, das heißt der an der Filmherstellung Unbeteiligte, den Film, der daraus werden soll oder geworden ist, nicht erkennen. Einzig der Regisseur, der die letzten Aufnahmen geleitet und dazu selbst noch am Drehbuch gearbeitet und geflickt hat, vermag das. Ferner wird dem Darsteller das Erkennen einzelner Szenen zugänglich sein. Damit aber Schluß der Übersicht.

Im Filmbuch aber muß der eigentliche Tresorraum des nach ihm gestalteten Films geschaffen werden. Das Filmbuch muß jener Apparat werden, nach dem nicht nur gegebenenfalls

Worte oder Musik, sondern auch bestimmte umrissene photographische Aufnahmen rekonstruiert werden können. Rekonstruieren heißt: ein zweites Mal nach dem in der ersten Verwirklichung — mithin in dem zugrunde liegenden Plane — geschaffenen Modell *verwirklichen*. Also dasselbe, was das Wieder-Aufführen einer Sinfonie, einer Oper, eines Oratoriums nach dem in der Partitur zugrunde liegenden Plane bedeutet.

Das soll das Filmbuch ermöglichen. Und nun, oder zugleich: Was soll die Taschenpartitur? Sie soll dem (an der Herstellung des Films) Unbeteiligten dasselbe verschaffen, was die kleine Partitur dem (an der Komposition des Musikwerkes) Unbeteiligten verschafft: den Überblick über das gesamte Werk, den Einblick in die „Verwirklichung des Aufzuführenden“, die novellistische Durchsicht des Planes, nach dem der *Dichter* und *Dirigent* des Films, also der Komponist-Regisseur schaffen wollte und nach dem jeder kommende Dirigent und Regisseur schaffen muß!

Natürlich besteht ein qualifizierter Unterschied zwischen der reinen Sinfoniestartitur und der „kleinen Filmpartitur“. Die kleine Taschenpartitur einer Sinfonie enthält dieselben Zeichen (wenn auch gelegentlich in verkürzter, gesammelter Form) wie die Originalpartitur. Die kleine Filmpartitur dagegen enthält nur das novellistische — aber das künstlerisch-novellistische Fragment des gesamten Filmplanes. Sie hat dem Leser nur das zu bieten, was für ihn, das heißt für *seine* Erkenntnis des Werkes von Bedeutung ist. Was ihn interessiert und interessieren muß, wenn er sich schon für das Kunstwerk Film interessieren will (denn es ist klar, daß sein Interesse nicht dasselbe ist und nicht dasselbe sein kann wie das Interesse des Regisseurs bzw. des Filmdichters).

Zwar wird ein besonderer Novellenstil geschaffen werden müssen — vielleicht sind irgendwo abseits schon Ansätze dazu vorhanden — um dem Leser des kurzgefaßten Filmmanuskripts einen wirklichen Einblick, eine *Hineinschau* in den Film zu ermöglichen. Ich halte es dabei für überflüssig, besonders hervorheben zu müssen, daß es sich nicht um ein erweitertes „Programm“, wie man's heutzutage in den Theatern zu den Vor-

stellungen kriegen kann, handeln soll. Obwohl es auch eine Art Programm sein muß. Aber Programm wovon? Die heutigen Kinemaprogramme erzählen oder beschreiben eigentlich nicht das, was im Film geschieht, sondern vielmehr das, was zwischen den Zeilen, zwischen den Bildern geschieht. Es ist bei der Art der Abfassung dieser Programme unmöglich, gerade das hervorzuheben, was für den Film — nicht für die Handlung nur — für das Elementare, Originelle der filmischen Kunst (vielleicht sogar im Gegensatz zur Handlung — denn Handlungen sieht man auf der Bretterbühne, erlebt man im Roman) wesentlich ist.

Der Film vermittelt Visionen. Die Vision — die Schau der Dinge, an die Dinge und über sie hinaus ist sein Element. Also muß auch die Filmnovelle die für den Film, von dem sie schreibt, wesentliche Konzeption erfassen und darstellen. Sie muß erzählen, von welchen Gesichtspunkten sich der Regisseur (der ja der Dichter ist) leiten läßt, um welche Sicht der Vorgänge, um welches Herantreten an die Dinge er besorgt ist. Sie muß einige besonders typische Bilder charakterisieren, muß — da es sich doch wohl um den Tonfilm handeln soll — die tonlichen bzw. im weitesten Sinne akustischen Begleitvorgänge erwähnen und ihre (da sie ja auch nicht alle diese Vorgänge erwähnen kann) innere Gliederung, das heißt ihre Verbundenheit mit dem Erlebensganzen, das der Film darstellt, nachweisen.

Es klingt furchtbar schematisch, solche Vorschläge hinzulegen. Vorschläge aber werden wohl verlangt. Doch die hier skizzierte Filmnovelle kann erst nach der Abfassung eines vollständigen Filmbuchs — vielleicht auch erst nach der ersten Herstellung eines nach diesem zu drehenden Filmes geschrieben werden.

Über das eigentliche Filmbuch läßt sich hier jedoch am wenigsten Theoretisches sagen, denn bevor zu einem bestimmten Gegenstand, zu einem konkreten Filmgedanken ein solches Buch geschrieben sein wird, werden sich kaum Grundsätze ableiten lassen, die in erster Linie eines Vorbildes, eines Modells bedürfen.

Da die ganze Filmreform, die mir vorschwebt, zwar die bisher übliche Art des Improvisierens bei der Filmherstellung

gründlich beschneiden wird, dagegen aber neue Möglichkeiten und Formen der Improvisation eröffnen kann — in musikalischer Hinsicht mag vor allem festzuhalten sein, daß, um diese Aufgabe zu erfüllen, der Gestaltungsrahmen — vielleicht notwendig — gesprengt werden muß. Wessen Rahmen?

Der Film, das heißt das (wie bisher üblich) durch einen elektrischen Scheinwerfer auf die Leinwand projizierte, im gleichmäßigen mechanischen Tempo über die Spulen rollende Band — muß sich emanzipieren. Das will sagen: das Kunstwerk soll sich, um Kunstwerk zu werden und zu sein, vom Automaten befreien. Soll die Technik als Mutter und Gastgeberin des Films ihrer anfänglich führenden Rolle enthoben und zu seiner Magd — nicht degradiert, sondern ganz einfach verwandelt werden (weil es notwendig ist), dann muß das auch in der äußern Gestaltung zum Ausdruck kommen.

Selbstverständlich wird sich der Film nicht vom elektrischen Strom emanzipieren können. Auch nicht von der Spule, über die er rollt. Auch nicht von der Leinwand. Nicht von dem Projektionsapparat. Das sind seine Elemente, von denen er selbstredend nicht lassen kann. Muß er überhaupt etwas lassen? Man könnte eine Unmenge von Kinderkrankheiten aufzählen, in denen der Film heute noch steckt; aber dann müßte man auf seine Gegenstände, seine Thematik, auf die Wahl seiner Vorbilder und Darsteller zu reden kommen — und davon will ich hier nicht reden. Wenn man aber davon spräche — von seinen Irrungen und Zerfahnrissen —, dann hätte man wohl viele Überflüssigkeiten und Laster zu erwähnen, die abzulegen und in Vergessenheit sinken zu lassen nichts anderes als Ehrenpflicht wäre. Wer aber von der kommenden Bedeutung der Filmkunst überzeugt ist und dafür einstehen will, der wird sich von den heutigen Albernheiten und Schnitzern — selbst dann, wenn er gelegentlich mal einen Schnitzer- oder Nachäfferfilm (zum Beispiel Opernkopien) vor sich abrauschen läßt, nicht zu sehr beeinträchtigen oder gar entmutigen lassen, daß „man“ noch nicht weiter sei...

Nochmals: muß der Film etwas „lassen“? Von seinen Wesenselementen gewiß nicht. Das kann er nicht. Aber kann er

nicht vielleicht etwas Neues, ein ergänzendes, vervollständigendes und belebendes Element in sich aufnehmen?

Ich meine, ja. Das heißt, nicht er, der Film, von selbst wird es tun. Aber der Dichter wird es tun. Er wird vielleicht eine neue Rolle erfinden. Er wird einen Protagonisten schaffen, einen Regisseur (also den Dichter?), der im Film — das heißt bei dessen Vorführung — mitwirkt. An Stelle der Primadonna Technik kann vielleicht ein „Erster Geiger“, ein Konzertmeister, treten. Ein Mann, ein Aufführungs-Führer, ein Dirigent, der die symbolische Aufgabe hätte, zwischen der Maschine (Projektionsapparat), den abstrakten Visionen (auf der Leinwand) und den lebendigen Menschen (die dann wohl nicht mehr Publikum genannt werden dürften) Kontakt zu schaffen.

Ich glaube an diese Aufgabe. Wie ich überzeugt bin von der ganz besondern Wirkung des Films — einer Wirkung auf alle r l e i Leute (ist es nicht wahr, daß der Film jenes Instrument unter den Künsten ist, das allein an alle zu gelangen vermag, das alle interessiert und an dem alle Interesse haben — alle Stände, Klassen usw.?) — einer Wirkung, auf die man noch zu reagieren vermag, weil man ahnt und spürt, daß der Film das Instrument wäre, das schlechthin berufen ist, die Probleme unserer Zeit, unseres Jahrhunderts entscheidend zu verkündigen!

Diese Darlegung möchte also nur ein Aufruf sein. Und die Trommel einiger reformistischer Vorschläge. Ich beschäftige mich seit langer Zeit mit diesen Problemen. Und ich weiß sehr gut, daß man mit ihnen nicht anders fertig werden kann — es nützte auch nicht viel, Bücher darüber zu schreiben — als daß man sich um das Werk, um die schöpferische Zeugung des Neuen bekümmert. Jenen aber, die sich darum kümmern wollen, die werktätig sein wollen, muß der Boden bereitet werden. Denn an die bestehenden Filmgesellschaften und Ateliers wird mit solchen Vorschlägen nicht leicht zu kommen sein. Darum ist es not, daß sich die Vorschläge und mit ihnen die Tendenzen neuen Schaffens selbst durchsetzen und sich Freunde zu gewinnen suchen.

Hugo Mettler.

ÜBER DAS WESEN DES WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTLICHEN STUDIUMS.

Der Beruf des Volkswirtes und das Studium der Wirtschaftswissenschaften, beides steckt voller Fragen, und von beiden weiß der Laie viel weniger als von anderen Fächern. Pfarrer, Lehrer, Ärzte usw., von all diesen Berufen hat jedermann eine Vorstellung, und man weiß auch, daß sie ganz spezielle Vorbildung, eine ganz besondere Fachkenntnis voraussetzen, die die Universität zu geben hat. Gleich steht es mit den technischen Berufen und dem Studium an den technischen Hochschulen. Überall hier kennt der Student das Ziel, den Beruf, zu dem ihn Neigung oder Berechnung der finanziellen Chancen führen, fraglich ist nur seine Eignung zu Studium und Beruf.

Ungleich schwieriger ist das Problem Beruf und Studium in den Wirtschaftswissenschaften. Wie heißt denn vor allem der Beruf, auf den dieses Studium vorbereitet? Offenbar gibt es einen Sonderberuf „Volkswirt“ nicht; was also kann man überhaupt werden und wozu berechtigt das vollendete Studium? Um es gleich vorweg zu nehmen: es berechtigt zu nichts, es sei denn, daß sich der Studierende auf den Beruf eines Handelslehrers vorbereitet. Die Wirtschaftspraxis wird den von der Hochschule Kommenden nicht als fertigen Führer und Berater, sondern als blutigen Anfänger betrachten, der sich vor ihren Augen von andern Anfängern zwar vielleicht durch eine solide Denkschulung und mannigfache Kenntnisse, aber auch durch gesteigerte Ansprüche an Stellung und Entlohnung unterscheidet.

Wozu studiert man eigentlich Wirtschaftswissenschaft? Was kann man mit seinen Kenntnissen beginnen? Vorerst die Beantwortung der Frage, was ist überhaupt an der „Wirtschaft“ zu studieren? Wir erleben die Wirtschaft zu jeder Stunde, wir alle stehen mitten drin und brauchen nur die Augen offen zu halten und zu denken, um Einblicke in die Wirtschaft zu bekommen. Wie viel schwerer müssen es da die Chemiker, Mediziner, Philologen haben, die vieles mühsam erlernen müssen. Über wirtschaftliche Dinge dagegen vermeint jeder ebenso urteilen zu können wie über politische. Und er muß auch über

sie urteilen; der Geschäftsmann ständig und zum mindesten bei politischen Handlungen, bei denen die wirtschaftliche Orientierung eine immer größere Rolle spielt. Warum also soll das ökonomische Studium so schwer sein? Muß man doch nur die Augen offen halten und nachdenken. In dem Nachdenken liegt aber die ungeheure Schwierigkeit. Lernen und denken muß man in jeder Wissenschaft; nirgends aber spielt das Erlernbare eine geringere, das selbständige Denken eine größere Rolle als im wichtigsten Teil der Wirtschaftswissenschaften, in der ökonomischen Theorie. Um das zu begreifen, müssen wir Aufgabe, Gegenstand und Methode unserer Wissenschaft näher ins Auge fassen. Der Ausdruck „Wirtschaftswissenschaften“ zeigt zunächst, daß es eine ganze Reihe von Disziplinen gibt, die sich mit der Wirtschaft beschäftigen. Wir wissen, daß man Wirtschaftswissenschaft sowohl auf der Handelshochschule wie auf der Universität studieren kann. Es genügt für uns zu wissen, daß es die ursprüngliche und eigentliche Aufgabe der Handelshochschule ist, dem angehenden Praktiker, dem jungen Kaufmann alle praktisch-technischen Fachkenntnisse zu vermitteln, die er in seinem Berufe braucht. Die Handelshochschulen sind Fachschulen, die die praktische Lehre vorbereiten oder ergänzen wollen; sie sind in erster Linie Lehranstalten. Soweit sie Forschung treiben, haben sie zum Gegenstand die Einzelwirtschaft oder, wie man heute sagt den Betrieb; daher Betriebswirtschaftslehre.

Die Universität vernachlässigt diese Dinge nicht; auch sie sucht die Einzelwirtschaft zu erforschen, auch sie behandelt bis zu einem gewissen Grad die technischen Einzelheiten der Wirtschaftsführung. Aber die Universität ist keine Fachschule; sie ist vor allem Forschungsstätte. Daher ist die Art der Behandlung wie der Gesichtspunkt der Betrachtung ein ganz anderer. Für all diese praktisch-technischen Dinge interessiert sich die Universität nur, soweit sie für die Erkenntnis der Gesamtwirtschaft, der Gesellschaftswirtschaft von Bedeutung sind.

Alles Wirtschaften geht davon aus, daß der Mensch mit seinen menschlichen Bedürfnissen der Natur gegenüber steht, daß er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse Dinge braucht, die er der Natur in hartem Kampf abringen muß, Dinge, die für ihn

wertvoll sind und deren Beschaffung ihn Arbeit kostet. Die Beschaffung dieser kostenden Dinge heißt wirtschaften. Die Sache liegt einfach genug, wenn wir an die Wirtschaft eines isolierten Menschen denken. Aber der Fall ist eine Ausnahme. Der Mensch ist ein geselliges Wesen, er lebt in Gesellschaft, und er wirtschaftet in Gesellschaft. Damit komplizieren sich die Verhältnisse. In jedem Falle braucht nun der einzelne Mensch nicht selbst all die verschiedenartigen Wertdinge, die er begehrt, herzustellen. Die Arbeit kann verteilt werden, der Einzelne kann sich spezialisieren auf eine bestimmte Tätigkeit, auf einen bestimmten Beruf. Je nach der Organisation der Gesellschaft wird nun aber das Bild der Gesamtwirtschaft ganz verschieden ausfallen. Das alte Ägypten hatte zeitweise eine straff zentralistisch-bürokratisch organisierte Gemeinwirtschaft, und bis zur Gegenwart zeigt uns die Geschichte eine bunte Mannigfaltigkeit von Wirtschaftssystemen, die sich in der Organisation der Produktion und in der Art der Verteilung des Sozialprodukts auf die einzelnen Gesellschaftsklassen von unserer heutigen Wirtschaftsordnung grundsätzlich unterscheiden.

Alle diese Wirtschaftssysteme sind Gegenstand der Wirtschaftswissenschaft; das Hauptinteresse gilt allerdings unserer heutigen Wirtschaft, der kapitalistischen Marktwirtschaft. Und das nicht nur deswegen, weil wir in ihr leben, sondern weil sie uns viel mehr Fragen aufgibt, als alle früheren Wirtschaftsordnungen zusammen. Wie rätselhaft ist schon ihr allgemeines Organisationsprinzip. Da gibt es keine zentrale Leitung und kein Plan, nach dem in der Welt gewirtschaftet wird. Jeder darf — Gewerbefreiheit — drauflos produzieren, was und soviel er will, ob er seine Ware an den Mann bringt, ist seine Sache. Wie also kommt es, daß trotzdem im großen und ganzen das Getriebe funktioniert? Den Schriftstellern des 17. und 18. Jahrhunderts war denn auch diese freie Wirtschaft noch so verdächtig, daß sie den Staat in seiner Politik der Wirtschaftsbevormundung kräftig unterstützten. Es hat lange gedauert, bis man merkte, daß die gegenseitige Konkurrenz und die Preisgestaltung als Regulator der Produktion besser wirkten als alle staatliche Regelung von oben. Erst mit dieser Erkenntnis war aus früheren Ansätzen die Wissenschaft geboren worden, von

der hier gesprochen ist, und die man bald „politische Ökonomie“ bald „Nationalökonomie“, bald „Volkswirtschaftslehre“, am besten und genauesten aber Sozialökonomik, das heißt Lehre von der Gesellschaftswirtschaft, nennt. Kaum hatte man den allgemeinen Mechanismus der Marktwirtschaft verstanden, als eine andere und schwierigere Frage auftauchte: die Frage der Einkommensverteilung. Woher kommen die beiden Arten des arbeitslosen Einkommens, Grundrente und Kapitalzins, wo doch alle Vorrechte der früheren Zeit, insbesondere die Zwangsabgaben und Frondienste der Landbevölkerung abgeschafft waren? Was sind die Bestimmungsgründe des Lohnes? Wirft die Maschine Arbeiter aufs Pflaster, ist also Arbeitslosigkeit eine dauernde Begleiterscheinung des technischen Fortschrittes? Alle diese Fragen haben an Bedeutung noch gewonnen im Zusammenhang mit dem Problem der Konjunktur, das ja heute im Mittelpunkt des Interesses steht und zur Ausbildung eines besonderen Wissenschaftszweiges, der Konjunkturforschung, geführt hat.

Gegenstand der Sozialökonomie ist also in erster Linie die kapitalistische Marktwissenschaft, in der wir noch heute leben. Wie erfaßt sie nun diesen Gegenstand? Wie in allen Wissenschaften, so ist auch hier die erste Aufgabe eine möglichst eingehende und exakte Beschreibung der wirtschaftlichen Vorgänge, die sich vor unseren Augen abspielen. Wirtschaftsbeschreibung, Wirtschaftskunde — beides mit Hilfe der Statistik, die die Massenerscheinungen erfaßt. Rückwärts gerichtet wird die Wirtschaftsbeschreibung zur Wirtschaftsgeschichte. Mit einer Beschreibung aller Vorgänge würde man ins Uferlose geraten. Es gilt also, Unwesentliches fortzulassen, Wesentliches herauszuheben. Was ist aber wesentlich? Was beginnen mit dem erarbeiteten Material? Wo die Wirtschaftsbeschreibung aufhört, fängt die eigentliche wissenschaftliche Aufgabe erst an: Das Wesentliche, das heißt das Allgemeine zu finden, das in allen historisch-einmaligen, besonderen, individuellen Vorgängen steckt; die Gesetze zu erkennen, die den Wirtschaftsprozeß beherrschen. Das ist die Aufgabe der Wirtschaftstheorie.

Wie aber das Allgemeine aus dem Besonderen herauschälen? Das Experiment, das dem Physiker erlaubt, störende

Bedingungen auszuschalten, ist versperrt. Nur in Gedanken können die störenden Umstände eliminiert werden; nur in Gedanken können die reinen Bedingungen des Experimentes hergestellt werden, kann das interessierende Problem isoliert werden. — Immer steht der Sozialökonom vor derselben schwierigen Aufgabe; da die Wirklichkeit so gut wie nichts sagt, in Gedanken zu experimentieren. Immer wird dabei von den einfachsten Annahmen ausgegangen. Man sieht zum Beispiel von der Bevölkerungsvermehrung, vom technischen Fortschritt und den störenden Einflüssen der Wirtschaftspolitik ab und untersucht nun in Gedanken, wie der Gesamtprozeß der Produktion und Verteilung abläuft. Dann werden die vorher ausgeschalteten Vorgänge in die Überlegung einbezogen und schrittweise wird getrachtet, der Wirtschaft sich zu nähern. Ganz erreichen wird man sie nie, weil nie ihre ganze Mannigfaltigkeit berücksichtigt werden kann. Aber man lernt sie verstehen und beurteilen.

Das also ist die Aufgabe der Theorie; die Wirklichkeit verständlich zu machen, um auf sie einwirken zu können. Wie alle Wissenschaft, so dient auch die Sozialökonomie letztlich dem Leben. Freilich: will sie dem Leben dienen, so muß sie unbeeinflußt und unvoreingenommen, so muß sie ohne jede Rücksicht auf eben dieses Leben, auf die Bedürfnisse des Tages, ihre Arbeit leisten. Leben heißt hier Wirtschaftspolitik.

Zu unserer Frage zurückkommend: „Was kann man mit dem wirtschaftswissenschaftlichen Studium beginnen?“ „Welche Berufe kann man ergreifen?“ Es dürfte nach dem Angeführten klar und erkenntlich sein, daß sozialökonomische Kenntnisse heute eigentlich für alle Berufe notwendig sind. Nicht nur der Industrielle, der Kaufmann, der Landwirt, sondern auch der Techniker, der Beamte; insbesondere der Verwaltungsmann, aber auch der Richter, im gewissen Sinne auch Pfarrer und Lehrer: sie alle werden ihrer Aufgabe völlig gerecht werden können, wenn sie zum mindesten eine Vorstellung vom Wesen der Wirtschaftswissenschaft haben.

Aber es gibt auch eine ganze Menge von Berufen, bei denen das sozialökonomische Studium die einzige Voraussetzung oder mindestens den Mittelpunkt bildet, um den sich Spezialstudien

gruppieren. Erstens — braucht die Wirtschaftspraxis, wenn sie auch für die spezifisch kaufmännische Tätigkeit wenig Wert auf wissenschaftliche Vorbildung legt, doch in immer größerem Ausmaß sozialökonomisch geschulte Kräfte: Archive, volkswirtschaftliche und konjunkturstatistische Abteilungen der großen Unternehmungen, insbesondere der Banken; in den Verbänden der Industrie und des Handels, der Arbeitgeber und -nehmer. Zweitens — der Bedarf der Zeitungen und Zeitschriften nach wissenschaftlich vorgebildeten Wirtschaftsredaktoren. Selbst im öffentlichen Dienst: Gemeindeverwaltung, staatliche und kommunale statistische Ämter, Finanzämter und Arbeitsämter, stehen dem Sozialökonom Plätze offen. — Wie aber überall, so gilt es auch beim Sozialökonom; nicht das beendete Studium und Examen, sondern die Tüchtigkeit im Beruf selbst, entscheidet über das Fortkommen. **Karl Ingold.**

DAS STUDENTENHEIM AN DER E.T.H. IM JAHRE 1933/34.

Wir veröffentlichten in der Oktobernummer den Jahresbericht und die Jahresrechnung 1933/34 der Genossenschaft Studentenheim an der E.T.H. Von den dort genannten Zahlen verdienen einige besonders hervorgehoben und erläutert zu werden. Wir versuchen nachstehend, charakteristische Daten herauszugreifen, um einem größeren Interessentenkreise einen Einblick in den Betrieb des Studentenheims zu vermitteln.

Die Beantwortung der für die Bildung eines Werturteils über das Studentenheim wesentlichsten Frage, nämlich ob es möglichst vielen Studierenden dient, wird vor allem von der *F r e q u e n z* abhängen. Diese selbst ist ihrerseits allerdings nicht allein eine Funktion der Qualität, Quantität und des Preises der gebotenen Speisen — was sie im genannten Sinne mindestens in materieller Hinsicht als Wertmesser des Studentenheims geeignet erscheinen läßt —, sondern hängt natürlich auch ab von der in den vergangenen Jahren beträchtlich schwankenden Zahl der Studierenden an den Hochschulen in Zürich, von der Dauer der Hochschulferien (je kürzer, desto

besser!) und — vom Wetter. Ausgesprochen schöne Frühlings- und Sommermonate — wie 1934 — pflegen erfahrungsgemäß die Gästezahlen des Studentenheims zugunsten derjenigen des Strandbades sehr zu drücken; entsprechendes gilt für die Wochenende guter Skiwinter. Man sieht, die Interessen des Studentenheims stehen jenen der Studentenschaft in Sachen Wetter diametral gegenüber! Es dürfte gerade den letztgenannten Einflüssen zuzuschreiben sein, wenn die Frequenz des Rechnungsjahres 1933/34 gegenüber jener des Jahres 1932/33 etwas — um 2,3% — zurückstand; sie sank nämlich von 563,292 Gästen im Jahre 1932/33 auf 550,175 1933/34.

Allgemein interessant, für die Genossenschaft und ihre verantwortlichen Organe aber von besonderer Bedeutung ist natürlich der Stand und die Entwicklung der Einnahmen. Die Totaleinnahmen der Genossenschaft, aus denen sie sämtliche Ausgaben bestreiten muß, da sie über kein liquides Vermögen verfügt, setzen sich aus vier Posten zusammen. Wir führen sie nachstehend unter Angabe der entsprechenden Beträge und Prozentsätze des Rechnungsjahres 1933/34 auf:

1. Totaleinnahmen aus dem Wirtschaftsbetrieb	Fr. 475,108.03	97,0 %
2. Einnahmen aus den Zimmermieten	„ 12,103.95	2,4 %
3. Zweckbestimmter Beitrag des Verbandes der Studierenden an der E.T.H.	„ 2,342.—	0,5 %
4. Bankzinsen und Schenkungen	„ 446.54	0,1 %
Total der Einnahmen 1933/34	Fr. 490,000.52	100,0 %

Der Wirtschaftsbetrieb liefert naturgemäß den Hauptteil der Totaleinnahmen; die oben unter 2., 3. und 4. aufgeführten Einnahmen bleiben sich im wesentlichen von Jahr zu Jahr gleich. Ins Gewicht fallende Veränderungen sind nur unter 1. zu erwarten; wir beschränken uns daher auf eine Betrachtung der Einnahmen aus dem Wirtschaftsbetrieb. Diese sind von Fr. 530,913.90 im Jahre 1932/33 auf Fr. 475,108.03 im Jahre 1933/34 — also um 10% — gesunken. Der Rückgang der Einnahmen ist also demjenigen der Frequenz nicht proportional — was auch nicht erwartet werden durfte —, sondern fünfmal

stärker. Diese Erscheinung ist eindeutig als Ausdruck der weiteren Verschärfung der allgemeinen Wirtschaftslage zu werten, die sich — wie das Barometer Studentenheim klar zeigt — sehr spürbar auch auf die Lebenshaltung der Studentenschaft auswirkt. Besonders deutlich wird dieser Umstand, wenn man einen „Konsumationsindex“ — definiert als durchschnittliche Ausgabe pro Kopf und Konsumation — zum Vergleich heranzieht: er betrug 1932/33 94 Rappen, 1933/34 86 Rappen, sank also in einem Jahr um 8 Rappen oder 8,3%.

In diesen Zusammenhang gehört die oft aufgeworfene Frage nach der durchschnittlichen Lebenshaltung der Gäste im Studentenheim; konkreter: Wieviel gibt ein seine Mahlzeiten ausschließlich im Studentenheim einnehmender Student monatlich im Durchschnitt für seine Verköstigung aus? Diese Frage ist nicht mit unbedingter Zuverlässigkeit zu beantworten; und zwar ist die große — typisch studentische! — Unbekannte in der Rechnung — das Frühstück. Beginnen wir mit bekannten — sehr zuverlässig ermittelbaren — Größen: Der Student bezahlt im Durchschnitt für sein Mittagessen Fr. 1.20, für sein Abendessen Fr. 1.05. Die durchschnittliche Konsumation im Café beträgt Fr. —.33. Nehmen wir nun an, daß jeder Student täglich im Café nicht nur 33 Rappen, sondern — weil manche, sagen wir 25%, im Café zweimal konsumieren — 42 Rappen bezahlt, so kommen wir auf eine durchschnittliche Tagesauswendung von Fr. 2.67, oder Fr. 80.— im Monat. Nebenbei sei die Bemerkung gestattet, daß sich nur diese Zahl als Diskussionsgrundlage eignet, wenn grundsätzlich darüber gestritten wird, ob das Studentenheim „billig oder teuer“ sei.

Wir haben oben gesehen, daß die Totalerinnahmen aus dem Wirtschaftsbetrieb — und damit im wesentlichen jene der Genossenschaft — im Berichtsjahre verglichen und bezogen auf das Vorjahr um 10% zurückgingen. In einem solchen Falle ist es selbstverständliche Pflicht der verantwortlichen Leitung, alles zu versuchen, um durch eine entsprechende Senkung der Ausgaben das Gleichgewicht herzustellen. Da gilt aber der alte Erfahrungssatz, daß es nie gelingt, die Ausgaben in dem Maße zu reduzieren, das dem Rückgang der Einnahmen entsprechen würde; vor allem dann nicht, wenn — was bei einem gemein-

nützigen Unternehmen eine Selbstverständlichkeit sein sollte — auf der Ausgabenseite stets so knapp wie möglich kalkuliert wurde. Die eben erwähnte wünschbare Proportionalität im Einnahmen- und Ausgaben-Rückgang läßt sich vor allem deshalb nicht restlos erreichen, weil stets eine Reihe von Ausgabenposten ganz oder zum größten Teil von den Einnahmen unabhängig sind; ganz davon unabhängig sind natürlich: Kapitalzinsen und Amortisationen, Rückstellungen für Unterhalt von Gebäude und Mobiliar, Hauszins, Heizung; zusammen im Jahr 1933/34 zirka Fr. 51,000.—; zum guten Teil unbeeinflußt durch die schwindenden Einnahmen bleiben auch: Gas, Licht, Starkstrom, Putzmaterial, Versicherungen, Kommunalgebühren, Telephon, Reparaturen, Büromaterial, Neuanschaffungen, Unkosten, zusammen 1933/34 zirka Fr. 67,000.—.

Ein besonderes Wort muß hier über die L ö h n e gesagt werden: Bei gleichbleibender Frequenz — eine Schwankung von 2 Prozent wird sich nicht auswirken können — kann ohne ungebührliche Überlastung des Personals nicht an einen Personalabbau gedacht werden. Einsparungen könnten demnach nur durch Lohnabbau erzielt werden, eine Maßnahme, die grundsätzlich erst an letzter Stelle, wenn alle anderen Sparmöglichkeiten restlos ausgeschöpft sind und doch wesentlich ungenügend bleiben sollten, getroffen werden darf. Die Betriebslage des Studentenheims war denn auch glücklicherweise keine solche, daß dieser Schritt unternommen werden mußte. Das hatte allerdings zur Folge, daß der Posten „Löhne und Verwaltung“, der unter den Ausgaben an zweiter Stelle figuriert und im Berichtsjahr Fr. 103,598.95 oder 21 Prozent der Totalausgaben betrug, im wesentlichen unverändert blieb. Dieser Posten muß demnach zu den oben erwähnten, vom Einnahmenrückgang ganz oder zum größten Teil unabhängigen Ausgaben zugezählt werden; so kommen wir schließlich zum Schluß, daß im Studentenheim — wohlverstanden bei der heutigen Frequenz, die aber eine bemerkenswerte Stabilität aufweist — mit einer praktisch unveränderlichen Ausgabensumme von rund Fr. 221,000.— oder 45 Prozent der Totalausgaben gerechnet werden muß.

Wenn es trotzdem gelang, die Totalausgaben im Jahre

1933/34 gegenüber 1932/33 von Fr. 533,415.68 auf Fr. 488,907.11, das heißt um 8,4% zu senken, so heißt das nach dem oben Gesagten ganz einfach, daß — abgesehen von allfälligen Lebensmittelverbilligungen — der Wirtschaftsbetrieb besser, rationeller gearbeitet hat.

Wir lassen nachstehend eine kurze Übersicht über die Ausgaben im Betriebsjahr 1933/34 folgen:

1. Lebensmittel, Getränke, Rauchwaren	Fr. 263,631.85	54,0 %
2. Löhne und Verwaltung	„ 103,598.95	21,0 %
3. Hauszins, Gas, Licht, Starkstrom, Heizung	„ 39,690.10	8,2 %
4. Reparaturen, Versicherungen, Telefon, Kommunalgebühren, Unkosten des Wirtschaftsbetriebes	„ 30,981.80	6,4 %
5. Rückstellungen auf Gebäude und Mobiliar	„ 25,900.—	5,4 %
6. Kapitalzinsen und Amortisationen, Anschaffungen der Betriebskommission, allgemeine Unkosten	„ 9,895.96	2,0 %
7. Neuanschaffungen des Wirtschaftsbetriebes	„ 8,251.40	1,6 %
8. Putzmaterial	„ 6,957.05	1,4 %
Total der Ausgaben	Fr. 488,907.11	100,0 %

Subtrahiert man diesen Betrag von dem weiter oben aufgeführten Total der Einnahmen, so ergibt sich der früher bereits publizierte Vorschlag von Fr. 1,093.41. Dieser Betrag hätte laut Statuten der Genossenschaft zur Ausrichtung einer Dividende an die Inhaber verzinslicher Genossenschaftsanteile zur Verfügung gestanden, die Generalversammlung vom 16. Juli 1934 beschloß jedoch, die Fr. 1,093.41 auf neue Rechnung vorzutragen.

Die obige Aufstellung der Ausgaben gestattet einen interessanten Rückschluß auf die Gestaltung des Essenpreises: Unter der die Rechnung vereinfachenden, durchaus zulässigen Annahme, daß die Totalausgaben restlos durch die Einnahmen aus dem Wirtschaftsbetrieb gedeckt werden müssen, gelangt man zum Schluß, daß der Lebensmittel-Einkaufswert der ausgegebenen

Speisen 54% des Verkaufspreises ausmachen muß, oder, was dasselbe ist, der Verkaufspreis muß auf 186% des Einkaufspreises der verabfolgten Lebensmittel angesetzt werden. Ist der Verkaufspreis niedriger, so verliert das Studentenheim, ist er höher, so gewinnt das Studentenheim an der betreffenden Platte. Das allzuoft gehörte Raisonement, wonach das Studentenheim, sagen wir auf einer Wurst, die es zu 25 Rappen kaufe und zu 40 Rappen verkaufe, 15 Rappen „gewinne“, ist ebenso naiv wie falsch, tatsächlich gewinnt es $40 - 25 \times 1,86 = -6$ Rp., das heißt ein solches Geschäft bringt dem Studentenheim 6 Rappen Verlust. Solche „Geschäfte“ macht das Studentenheim zum Wohle weniger bemittelter Studierender übrigens gegen die hunderttausend im Jahr, indem nämlich das Sechziger-Essen fast durchwegs einige Rappen über 60 Rp. zu stehen kommt. Der dadurch eintretende, nicht unbeträchtliche Verlust muß durch Gewinne auf den Spezialplatten und auf den Konsumationen im Café wettgemacht werden. Das 1.10-Franken-Menu dürfte eher einen Verlust, das 1.50er eher einen Gewinn bringen. Daß übrigens die Frage, ob zum Sechziger-Essen ein Stück Brot gegeben werden soll oder nicht, von der Betriebskommission nicht aus Kleinlichkeit sehr reiflich erwogen wurde, bevor sie sich schweren Herzens entschloß, dem allgemeinen „Ruf nach Brot“ nachzugeben, dürfte nun jenen klar sein, die sich vergegenwärtigen, daß jeder Rappen, um den das Sechziger-Essen verbessert wird, dem Studentenheim einen zusätzlichen Verlust von mindestens Fr. 1,000.— bringt (im Berichtsjahre wurden 105,617 Tagesplatten ausgegeben). Daß die Sache gerade dann balanciert, wenn sich die Menus selbst decken und der Gewinn auf einer à la carte-Platte den Verlust auf einer Tagesplatte aufhebt, ersieht man ungefähr daraus, daß neben der schon genannten Zahl Tagesplatten 87,912 Menus und 113,976 à la carte-Platten ausgegeben wurden. Im laufenden Jahre werden sich diese Zahlen allerdings infolge der wesentlichen Abwanderung zum 1.10er-Menu wesentlich verschieben. Wie sich diese Umlagerung finanziell auswirken wird, kann heute noch nicht endgültig festgestellt werden.

Schließlich seien noch einige statistische Daten erwähnt, die für die Beurteilung des Betriebes weniger wichtig, hingegen

als solche nicht uninteressant sein dürften. So beliefen sich zum Beispiel die Ausgaben für Gas und Elektrizität im Berichtsjahre auf Fr. 23,215.10. 1933/34 wurden insgesamt 19,199 Kilogramm Fleisch, 65,265 Stück Würste, 19,485 kg Brot, 143,679 Kleinbrote, 148,208 Eier, 74,644 Liter Milch, 2660 kg Käse, 1320 Kilogramm Butter und 7920 kg Zucker verbraucht. Das Café besuchten 187,775 zahlende Gäste, Mittagessen wurden 168,075, Abendessen 139,430, Frühstücke 54,895 ausgegeben. Im Berichtsjahre wurden insgesamt 8609 Essenkarten verkauft und zwar 6059 an Studierende der E.T.H., 2550 an Studierende der Universität.

Die vorstehenden Bemerkungen über den Betrieb des Studentenheims an der E.T.H. stützen sich auf die Jahresberichte, Vermögens- und Betriebsrechnungen der Genossenschaft Studentenheim an der E.T.H., auf die vom „Schweizer Verband Volksdienst“, der die Wirtschaft in Regie führt, zu Handen der Genossenschaft erstatteten Jahresberichte und Jahresrechnungen, sowie auf besonders eingeholte oder ermittelte Auskünfte und Daten. Den leitenden Organen des Studentenheims bin ich für ihre bereitwillige Unterstützung dankbar.

Max E. Eisenring.

IN SACHEN DER ZENTRALSTELLE DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT.

Eine Reihe von Gerüchten sind über unsere Zentralstelle in Umlauf, wovon das weitestgehende sogar von der Aufhebung dieser Selbsthilfeinstitution der Studentenschaft zu berichten weiß. Diesen Gerüchten gegenüber sei offiziell folgendes festgestellt: Die Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich besteht nach wie vor. Die Ursache der verschiedenen Gerüchte liegt in der Tatsache, daß die Zentralstelle ab 15. März 1935 keine neuen Bücher mehr führen wird. Ein spezielles Abkommen zwischen der Studentenschaft der Universität Zürich einerseits und dem Schweizerischen Buchhändlerverein andererseits, das gegenwärtig vor seinem Abschluß steht, wird dem Studenten Vorzugspreise (10% Rabatt) für seine Bücherbezüge bei

den Buchhandlungen sichern. Über dieses Abkommen und seine Entstehung werde ich in der nächsten Nummer des „Zürcher Student“ eingehend berichten. Es handelt sich also nur um einen, wenn auch den wichtigsten, der vielen Zweige der Zentralstelle. Neben neuen Büchern verkauft die Zentralstelle: antiquarische Bücher, maschinengeschriebene Vorlesungen, Papeteriewaren, medizinische Instrumente, Laborutensilien, Labor- und Klinikermäntel, Schreibmaschinen und Mikroskope, wovon letztere zwei auch leihweise abgegeben werden. All dies wird von dem Abkommen nicht berührt; von einer Aufhebung kann daher nicht die Rede sein. Bis zum 15. März 1935 wird der Handel mit neuen Büchern noch uneingeschränkt weitergeführt. Die Zentralstelle gewährt auf allen Büchern (bis auf wenige Ausnahmen, wo der Abzug nur 10—15 % beträgt) 15 % Rabatt, eine Vergünstigung, die die Studenten nach dem 15. März in solcher Höhe nirgends mehr erhalten werden. Es liegt daher in Ihrem eigenen Interesse, die Buchhandlung der Zentralstelle, solange sie noch besteht, möglichst ausgiebig zu benutzen und Ihren Vorteil daraus zu ziehen. Der Gewinn kommt nicht nur dem einzelnen Studenten zugute, sondern der Gesamtstudentenschaft, denn nur ein großer Umsatz ermöglicht es ihr, ohne selbst Verluste zu erleiden, den Studenten solche Vorzüge zu bieten.

Schon lange bezieht eine große Zahl von Studenten die Bücher zu Geschenkzwecken bei der Zentralstelle. Wir bitten Sie, die Weihnachtsbestellungen jedoch beizeiten aufzugeben, da der Andrang sehr groß wird. Die Juristen seien besonders darauf aufmerksam gemacht, daß sie alle offiziellen Gesetzestexte zum Studienzweckpreis der Bundes- und Staatskanzlei ohne irgendwelchen Aufschlag erhalten. Der Kliniker findet alle bekannten Lehrbücher auf Lager, und den Vorkliniker möchten wir auf den besonders niedrigen Preis des Atlas von Spalteholz hinweisen. Für jede Fakultät sind die Bücher in der Zentralstelle zu haben. Auch alle fremdsprachige Literatur kann bei der Zentralstelle bezogen werden.

Besonders spürbar macht sich der Preisunterschied bei den Artikeln, die fortwährend zum Studium benötigt werden, wie Ringbucheinlagen und Kollegienhefte, die die Zentralstelle durch Bezug bei schweizerischen Kleinunternehmen sehr gün-

stig liefern kann. Aber auch hier ist der große Umsatz Voraussetzung für die niedrigen Preise.

Es sei aber nicht nur die Billigkeit, die den Studenten in der Zentralstelle kaufen läßt, sondern die Überzeugung, daß es dadurch ein von Studenten für Studenten geschaffenes Hilfswerk hochzuhalten gilt. Die große Bedeutung dieser Institution könnte in ihrem vollen Ausmaße erst dann erkannt werden, wenn sie einmal nicht mehr da wäre. Die sicherste Garantie für ihr Bestehen liegt darin, daß sich alle Studenten ihrer bedienen.

Max Baumgartner, Präsident der Studentenschaft.

RUND UM POUGHKEEPSIE.

Poughkeepsie — das klingt nicht nur indianisch, sondern ist es auch, und man soll sich schon in den Haaren gelegen haben ob der genauen Bedeutung dieses Namens, dessen zwei Übersetzungen — „Lieblicher Hafen“ und „Ödes Loch“ — durch ihren Widersinn allerdings die Erde zum Beben bringen könnten. Für die Auslegung „Lieblicher Hafen“ könnte die Tatsache sprechen, daß die stolzen Boote der „Hudson River Night Line“, die allnächtlich ein ausgelassenes Völklein von New York nach Albany befördern, es der Mühe wert finden, an Poughkeepsies Gestade anzulegen. Und fast möchte man da diesem zweifellos lieblichen Orte gar den Namen „Hafen der Besinnung“ gönnen, soll es doch immer wieder vorkommen, daß das Wort „Christ died for our sins“, das da in rotleuchtenden Riesenlettern vom Dache einer Kirche herab dieser — ach so sündigen — nächtlichen Welt zarte Winke gibt, seine Wirkung nicht verfehlt. Mag sein, daß jemand da einmal die Eingebung zu einer „Amerikanischen Legende“ erlebt. Vielleicht Theodor Dreiser?

Aber Poughkeepsies Stolz richtet sich vorderhand ausschließlich auf materielle Dinge. Da ist einmal die unvermeidliche Convention Hall, die ein- oder zweimal im Jahr der Schauplatz weltgeschichtlicher Ereignisse wird, indem Mrs. Roosevelt hier eigenhändig einer „Schönheitskonkurrenz für

Neugeborene“ vorsteht, „eigenhändig“ daher, weil sie sich gar nicht geniert, dem einen oder andern dieser zappelnden und quiekenden Erdenwürmer mit liebevollem Verständnis die „vier Buchstübchen“ zu betätscheln, und das gar vor so und so vielen geöffneten Kamera-Schlünden. Folgenden tags erleben dann die Poughkeepsianer das Unerhörte, daß der Name ihrer Stadt zusammen mit demjenigen Mrs. Roosevelts in den „New York Times“ an erster Stelle im Rahmen eines schmeichelhaften und reich illustrierten Artikels mehrmals Erwähnung findet, worauf gleichzeitig die Welt wieder einmal darauf aufmerksam gemacht wird, daß Poughkeepsie den kleinsten Prozentsatz an Negergeburten hat. — Doch Schmach über Poughkeepsie, wenn dies sein einziger Rekord wäre! Abgesehen davon, daß in seinen Mauern einst eine junge Dame die Weltmeisterschaft im Lebendigbegrabensein errungen hat, besitzt es den reichsten und exklusivsten Villenvorort Amerikas, Hyde Park, wo auch besagte Mrs. Roosevelt samt ihrem illustren Gemahl von Zeit zu Zeit ansässig wird. Ferner befindet sich auf poughkeepsianischem Boden Vassar College, die teuerste Mädchenuniversität der Welt, wo die Einschreibung allein so viel kostet, wie im überlebten Europa ein ganzes Studium.

Ja, das ist das Angenehme an diesem amerikanischen Kontinent, daß seine Städte so furchtbar arm an Sehenswürdigkeiten sind und einander gleichen wie ein Ei dem andern. Man reist hier so unbeschwert, so frei von jeder „Bildungsverpflichtung“. Man fährt nicht dort durch, wo es am meisten zu sehen, sondern dort, wo es die besten Straßen gibt. Man darf endlich einmal Auto fahren um des Autofahrens und der Kilometer willen!

„Welcome to Poughkeepsie“ steht also quer über die Straße geschrieben, und mein amerikanisches Kusunchen, das neben mir sitzt und döst, wird plötzlich wach und setzt Lippenstift und Puderquaste in Bewegung, wie sie dies immer tut, wenn wir uns menschlichen Behausungen nähern. Diesmal müssen auch die Fingernägel dran glauben, die mit knallrotem Lack überpinselt werden. Schließlich hat sich programmäßig selbst das kleine quecksilbrige Seidenbündel, das sich Mizzie nennt und von Geburt Schoßhündchen ist, einer kosmetischen

Behandlung in Form einer Waschung mit Lavendelwasser zu unterziehen.

Und dann halten wir unseren Einzug in Vassar College. Und dann bin ich plötzlich das einzige männliche Wesen unter Hunderten von angehenden amerikanischen Blaustrümpfen. Oder wie soll ich diese Kreaturen eines Bierbrauers (denn Vassar soll Bierbrauer gewesen sein) anders nennen, diese mit Dollars und sportlichen Auszeichnungen gespickten Xantippchen, die sich da möglichst ungezwungen und elastisch in den Speisesaal ergießen, mich nicht uninteressiert angrinsen und mich wahrscheinlich meinerseits für eine „gute Partie“ halten? Holde Weiblichkeit, wohin hast du dich verschlagen? Ich sehe nichts als Hosenröcke und die Umrisse von darin vergrabenen Männerhänden. Ich höre nichts als rauhe, unebene Stimmen, wie man sie bisweilen bei werdenden Jünglingen wahrnimmt, und sich überpolterndes Gelächter, und ich versuche, mir anhand dieser ersten Eindrücke ein Bild von den Problemen zu machen, die in diesen jungfräulichen Charakterköpfen wohnen mögen: Klassenkampf? Rohkost? Wald und Wiese? Sport als Weltanschauung? Indessen haben wir beide, mein Kusinechen und ich, den Eindruck, den wir am offiziellen Gästetisch machen würden, überschätzt. Für mich mag man bestenfalls ein kameradschaftliches Wohlwollen übrig haben, das sich aber wohl sehr rasch verflüchtigen würde, wenn man erst herausfände, daß ich keine Ahnung von Baseball und dergleichen habe. Meine Kusine hingegen, ihr gepflegtes Puppengesichtchen, ihr keckes Tirolerhütchen und Mizzie, das Seidenbündel, ernten nichts als tiefste Verachtung. Hier regiert der Boxhandschuh und die Hornbrille! Hier wird die Frau planmäßig vermännlicht! Kaugummi und Zigaretten sind der Anfang. Bartstoppeln und Tabakspfeife werden das Ende sein!

Nach Tisch herrscht auf den idyllischen Wegen des Campus ein eifriges Auf und Ab. Sämtliche tausendzweihundert Vassar College Girls, einschließlich der naseweisen „Freshmen“, wie man nach dem Vorbild der Männer-Universitäten die Neueintretenden nennt, genießen den ersten Arbeitstag nach den Sommerferien auf ihre Art. Man ist allgemein automüde und begrüßt die Neuerung des Autoverbotes für Studentinnen mit

einer begeisterten Apotheose an das Fahrrad. Da wimmelt und bimmelt es, zu Füßen dieser gotischen Giebel voll künstlicher Ehrwürdigkeit, in diesen jonischen Vorhallen voll schneeweißer Jungfräulichkeit! Schon eine Stunde später aber liegen die kleinen buntbemalten Vehikel zu Dutzenden auf den Wiesen und Wegen umher und stauen sich zu Dickichten aus Draht und Blech vor den Schulgebäuden, in denen die Amazonenherde inzwischen zu geistiger Ertüchtigung zusammengetrieben worden ist.

Unsere Begegnung mit Henry N. McCracken hat etwas rührend-Unvergeßliches. Er steht da, der mächtige Präsident von Vassar College, unter dem himmelhohen Gewölbe einer Tennishalle, klein und bescheiden in kurzen Höschen und weißen Söckchen und wehrt sich verzweifelt gegen die Bälle, mit denen er von seiten eines muskulösen rotblonden weiblichen Wesens bombardiert wird. Man fühlt es, dieser Kampf hat für ihn symbolische Bedeutung. Er ist als Mann und Führer gewissermaßen das Vorbild seines Amazonenvölkchens. Überall ist er dabei. Überall greift er mit ein. Er spielt Hockey, Baseball und Shakespeares sämtliche männlichen Rollen. Er tanzt, er singt, er musiziert mit seinen Zöglingen. Aber wie lange noch? Seine Schläfen sind ergraut, und bald wird es ihm im großen ergehen, wie es ihm heute im kleinen ergangen ist: Er wird besiegt werden. Er wird zum „schwachen Geschlecht“ übertreten müssen, zum „alten Eisen“. Man mag es ihm gönnen, daß jetzt das Spiel zu Ende ist. Aber dem freundschaftlichen und tröstlichen Handschlag des rotblonden Ungeheuers standzuhalten, bedeutet wieder eine kleine Anstrengung für sich, glücklicherweise die letzte dieser Art vor dem morgigen offiziellen Erscheinen des Präsidenten im Schwimmbad...

Das Nachtmahl wird uns von zwei Mädchen in Nonnentracht in einer gotischen Kathedrale aufgetragen. Es brennen viele schlanke Kerzen in dickbäuchigen Ständern, und es duftet betäubend nach Hindu Incense. Auch eine Art Altar ist da mit vielem abgeguckten Drum und Dran, und allerlei raffinierte Lichteffekte, die sich auf ein altertümliches Buch konzentrieren, das da großtuerisch auf einem vermoderten Pulte liegt. Beim Durchblättern findet man darin die Stiftungsurkunde von

Vassar College, von Hand auf altes vergilbtes Pergament geschrieben. Genau siebenzig Jahre ist sie alt und benimmt sich als wäre sie das Testament der Königin von Saba!

Frühmorgens des folgenden Tags geht es in rasender Fahrt mitten durch das Hügelland von Connecticut. Mein Amerika-Aufenthalt neigt sich seinem Ende zu, und mir dämmert es plötzlich, daß ich ihn unter Umständen etwas interessanter hätte gestalten können. Mag sein, daß ich doch zu schnell durch die Gegend geflitzt bin . . .

Alfred Birmann, phil. I.

PLAUDEREI UM ASCONA.

Das Künstlernest unten am Langensee kann mit allem aufwarten, was ein ferienfrohes Gemüt sich wünscht: Große, klare Bergkonturen und strahlende Weite — mondäne Beweglichkeit und träumerische Stille — kühle Schenken und geißblattumrankte Liebeslauben — Wasser, Licht und viel, viel Sonne.

Trotzdem gibt es Leute, die Ascona konsequent ablehnen. Es sei zu elegant — oder zu schlampig — zu lasterhaft oder zu heiß, ein Klatschnest, viel zu teuer — und voll Lärm.

Alle haben ein wenig recht!

Doch die Heftigkeit der Ablehnung ist verräterisch. Die Neinsager fürchten sich vor dem Geisteshauch, der in Ascona zu allen Zeiten wehte, dem Geiste des philosophischen *Dolce far niente* — den Gusto Gräser einmal in den Wahlspruch goß: „Mensch, laß dich sein!“

Im Mittelalter mußten die beiden Klöster auf bischöflichen Erlaß zeitweise geschlossen werden. Die Rosenkreuzler und die Bruderschaft der vegetarischen Sonnenmenschen auf Monte Verità trugen auch die Flagge diesen Geistes und noch heute sollen Dinge vorkommen . . .

Wie in allen Kurorten mit lebhaftem Badebetrieb reduziert sich die sommerliche Kleidung und die Eleganz wird weniger eine Frage des Portemonnaies als eine von Körperbau und Bewegungsrhythmus.

Die kleine Kunstgewerblerin, die ihren dunkelbraunen, entzückend schmalen Hals mit einer Kette von Holzperlen

schmückt, die, roh aus Zedernholz geschnitzt, mit Seidenglanz sich an den Samt der Haut schmiegen, erregt viel mehr Aufsehen als die Amerikanerin, die mit neununddreißig Strandkostümen in einem Riesen-Packard angerattert kam.

Seltsam übrigens: Es gibt Frauen, die ihren Lebensunterhalt als Mannequins verdienen. Andere üben dieselbe Tätigkeit aus, aber sie lassen es sich viele Tausende kosten.

An keinem Ort der Welt kann man so wild und gründlich faulenzen wie in Ascona. Das Nichtstun wird mit Fanatismus betrieben, aber nicht alle haben die Klugheit und den natürlichen Charme, um ihre Faulheit als Schmuck zu tragen. Wenige hat die Natur damit begnadet — viele geben sich redlich Mühe — und der Rest sagt: shoking! — Weil sie die anziehende Ungeniertheit: Mensch, laß dich sein! — nicht aufbringen. Diese passen nicht nach Ascona.

Ganz ähnlich ist es mit dem Laster.

Wenn wir der sogenannten Verderbnis da, wo sie sich zeigt, ohne muckerische Borniertheit auf den Leib rücken, entdecken wir erstaunt, daß sie gar nicht so himmelschreiend und bodenlos ist, wie sie uns von empörten Unbeteiligten geschildert wurde. So auch in Ascona.

Gewiß bietet sich hier prüden Augen dann und wann die prickelnde Gelegenheit, Anstoß zu nehmen. Im übrigen ist aber von Ascona leider genau so viel oder wenig zu melden, wie von irgend einem andern Breitengrad Europas. Man badet, man tanzt, flirtet, trinkt unendliche Capucinis im „Verbano“ — und charmuziert mit Fede, der lebenswürdigsten und schlagfertigsten aller Kellnerinnen.

Eines muß gesagt sein. Im Sommer klettert die Quecksilbersäule im Thermometer hoch hinauf, unverschämt hoch. Dann ist das Wohnen in den engen, staubigen Gassen des „Borgo“ — wo die Steinplattendächer auch in der Nacht noch Hitze ausstrahlen, für den Empfindlichen nicht sehr angenehm. Aber draußen in den Saleggis, wo die kühlende Seebrise, die Inverna, und der frische Bergwind pausenlos abwechseln und riesige Ulmen Schatten spenden, oder droben an der Collina ist die Sommerhitze bestimmt weniger drückend als in irgend einer mittelgroßen Stadt nördlich der Alpen. Schon im September,

wenn die Schatten an den Berghängen mit den Trauben blau und blauer werden — ist von Hitze überhaupt keine Rede mehr. Dann ist die wunschlose Zeit, wo die Fischer in der Nacht weit draußen im See seltsame, alte Lieder singen — die Bauern schmunzelnd und pfeifend riesige Fässer beklopfen, wo die „Cingheikästen“ unermüdlich Tanzmusik sprudeln und die Ginsterschoten in der Sonne knatternd aufspringen. Bald wird der Wein in die Bottiche fließen und von den Bäumen die Kastanie herunterprasseln.

Daß in Ascona die Klatschsucht strotzender blüht als anderswo — auch das ist wahr. Zwei Männer mit Prophetenbärten und Sandalen leben einzig und allein vom Klatsch. Der eine redigiert ein Lokalblättchen. Der andere führt kleine Botengänge aus. Man bestellt ihn immer dann, wenn man vom lieben Nächsten etwas wissen möchte. Er kann nicht über flauere Zeiten klagen. Denn hier, wo die Prominenten Europas im Pyjama herumlaufen und der Größenwahn phantastische Blüten treibt, gibt es immer etwas zu berichten. Sollte einer über seine kleinen oder großen Lächerlichkeiten nicht im klaren sein, so wird er rasch und gründlich belehrt.

„Kennen Sie Herrn Tuttinga? Er nennt sich Privatgelehrter. Seine Bibliothek besteht aus drei verschiedenen Bibelausgaben und zwei Bänden Brockhaus von 1887 auf einer wackligen Kiste.“

„Wo steckt denn der alte Russe? Ich habe ihn seit zwei Tagen nicht mehr gesehen.“ —

„Das wissen Sie nicht? Im Bett! Er hat nichts anzuziehen. Ein Baumeister entdeckte ihn im Kasten seiner Frau und steckte ihn samt seiner weißen Hose in ein Faß von Karbolinum.“ —

„Was halten Sie von Schlagpointner? Er sagt, er habe die Fähigkeit, kosmische Strahlen in sich zu akkumulieren und zu Heilkraft transformiert weiterzuleiten. Tuberkulose heilt er in drei Sitzungen, aber er braucht einen gelbseidenen Talar dazu!“

„Haben Sie schon Feigenkaffee getrunken?“

„Ein abscheuliches Gesöff! Aber wenn man ihn als Tee einnimmt, ist er ausgezeichnet!“

Das sind ein paar Blüten aus dem gutgedüngten Mistbeet

des Asconeser Klatsches, die man im Vorübergehen zwischen „Verbano“ und Café Central wahrnehmen kann. Freuen wir uns an ihrer kuriosen Farbigkeit als wahre Lebenskünstler.

Zum Unterhaltendsten in Ascona gehört die Architekteninvasion. Beteiligte sprechen von einer Architektenpest. Es muß sich herumgesprochen haben, daß man in Ascona hemmungsloser bauen darf als anderswo. Schon haben wir eine reichhaltige Ausstellung, vom granitstarrenden Dinosaurierpalast und der Orgie in Eisenbeton über schläfrige, brave Bürgerhäuser im neulombardischen Heimatschutzstil zur „Casa Birchermüesli“, aus geheimnisvollen Bauplatten nach Kinderart zusammengefügt — bis zum Papuahaushaus auf Stelzen.

Ascona ist eben vielgestaltig und schwer auf eine Formel zu bringen. Vielgestaltig wie die Lage seiner Häuser, angeklebt an den felsigen Vorsprung des Palladrume oder hingeschmiegt in die San-Michele-Bucht. Abwechslungsreich ist auch seine Aussicht. Seewärts weit und postkartensentimental mit den weich geschwungenen Höhenzügen ob Canobbio — im Norden ragt der helle, kahle Vogelschnabel des Picco Vogorme hoch über buschbewachsene Hänge — drüben, jenseits des Sees, staffelt sich der Gamborogno wie ein Altar in prachtvoller Ruhe — bis zum Joriopaß hin zieht sich die makellose Ellipse der Bergkuppen. —

Am buntesten aber ist das Bild der Menschen, die zu den Postzeiten im Kessel der Via Ascona brodeln. Alles was einen Namen hat — oder ihn haben möchte, ist vertreten. Maler, Pietisten, schöne Frauen, Journalisten, Filmstars, Wandervögel, Lebensreformer, Hochstapler und Archäologen, Bohémiens und Börsenhechte — das drängt sich, grüßt, klatscht und lacht — und der Jünger der Alma mater Turicensis sitzt hilflos in der Bar Forni und reißt die Augen auf. **D. Rosowsky, ing.**

ROMANISTEN-ABEND!

.... „Das Mittelalter (lat. medium aevum), der Zeitabschnitt zwischen Altertum und Neuzeit, gewöhnlich vom Beginn der Völkerwanderung bis zur Entdeckung Amerikas 1492 oder bis zur Reformation Luthers 1517 gerechnet, durch die Aufklärung (Saint Beuve) als barbarisch und finster verschrien, von der Romantik idealisiert,

wird immer mehr, zumal auch von den gegenwartsüberdrüssigen und katholisierenden Protestanten als große Zeit der politischen und religiösen Einheit des Abendlandes auf christlich-germanischer Grundlage, als Blüte katholischer (katholisch im ursprünglichen, nicht im konfessionellen Sinne) Kunst und Wissenschaft gewertet. Name und Begriff entstanden“

Nein, das wollen wir doch nicht. Aber etwas anderes. Und wer gerne wissen möchte, was das ist, der begeben sich am 28. oder 29. November, abends 8¼ Uhr, in den Singsaal der Töcherschule, wo ihm in Wort und Gebärde — also lebende! — Gestalten jener Zeit entgegentreten werden. Wir spielen zwei mittelalterliche Stücke: „La farce du Cuvier“ und „La farce de Maître Pathelin“. Wer aber nicht gerne über komische Dinge lacht, kommt dennoch auf seine Rechnung — man bedenke, daß Studenten immer nur die Hälfte bezahlen — indem überdies in gerade so viel Sprachen gesungen wird, daß jedermann beim Anhören wenigstens eines Liedes sich in angenehme Träumereien oder Erinnerungen versetzen lassen kann. Und solch einen kostbaren Augenblick sollte man nie verpassen; darum kommt alle an den Romanisten-Abend! (Weiteres siehe Plakat. Der Reingewinn der beiden Abende ist für eine Studienreise des Romanistischen Seminars bestimmt.)

R. L.

BUCHBESPRECHUNG.

R. Schudel-Benz, Hans Waldmann. 166 S. Verlag Schultheß & Co., Zürich 1934. — Br. Fr. 5.80, geb. Fr. 6.80.

Die Gestalt Hans Waldmanns lockt stets von neuem zur Bearbeitung. Wenn die schweizerische Geschichte auch reicher an originellen und bedeutenden Gestalten ist (z. B. Adrian von Bubenberg, Niklaus von der Flüe, Kardinal Schinner, Robert Chouet, Pictet de Rochemont, Philipp Segesser, Alfred Escher, außer den Reformatoren und einigen Berner Bürgermeistern), als man sich oft bewußt wird und sich aus dem äußern Verlauf der Schweizer Geschichte schliessen läßt, so ist doch kein anderes Leben von der nämlichen Dramatik und tragischen Spannung erfüllt wie dasjenige des Zürcher Bürgermeisters. In ihm scheint eine schweizerische Renaissance-Natur vorzuliegen, in ihm scheint Größe und Schwäche der Zeit ausgebildet: die überschäumende Vitalität und ein hohes Selbstbewußtsein, das sich in Erfolg und Ehrgeiz verzehrt, das ungehemmte Wagen, das heroische Spiel mit dem Schicksal, der mannhafte Tod; aber auch die herausfordernde Unausgeglichenheit, die der innern Tragik fast immer die äußere folgen läßt, der übermütige Stolz, die leichte Verletzlichkeit, die stete Bedrohung und der dauernde Kampf, der nur durch Macht zu entscheiden ist.

Ein volkstümliches Bild eines solchen Lebens zeichnet R. Schudel-Benz in einem mit Wärme und Klarheit geschriebenen Buch. Es

stützt sich stark auf urkundliche Zeugnisse, wodurch die Wirklichkeit deutlich zum Ausdruck kommt und die Zuverlässigkeit gewinnt. Neue Gesichtspunkte werden keine geboten, aber die bisherigen glücklich zusammengestellt, so daß ein Lesebuch entsteht. Von diesem Standpunkt ist es zu bedauern, daß sich am Ende der Schrift kein zusammenfassendes Kapitel findet, das die großen Linien und die Gesamterscheinung Waldmanns aufzeigt; der Schlußabschnitt ist gedanklich ohnedies nicht mehr genügend ausgeführt. Dafür ist die Anschaulichkeit überall gewahrt und erreicht in den (auch in den Urkunden ergreifenden) Szenen des rohen Gerichtes und der Hinrichtung Waldmanns den Höhepunkt.

Die Schrift ist auch Studenten zu empfehlen; Historikern kann sie beim Geschichtsunterricht gute Dienste leisten.

Einen besondern Nutzen des Buches würden wir darin sehen, wenn es den nichthistorischen Leser seine übliche Abneigung gegen Quellenlektüre überwinden ließe und er auf die von Prof. Gagliardi herausgegebenen (und mit einer vorzüglichen Einleitung versehenen) Dokumente in den „Quellen zur Schweizer Geschichte“ (Neue Folge, Abt. II) zurückgreifen würde, auf die sich Schudel-Benz vor allem stützt. Wünschen wir dem Buche einer großen zürcherischen Gestalt also auch aus diesem Grunde eine gebührende Verbreitung. E. F.

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH.

Präsident der Studentenschaft: Max Baumgartner, iur.,
Zollikerstraße 215, Zürich Tel. 28.159

Sprechstunden: Dienstag und Donnerstag 11—12 Uhr,
Zimmer 2, Universität (sous-sol) Tel. 45.005

Kleiner Studentenrat:

Präsident: Max Baumgartner, iur., Zürich, Zollikerstraße 215.
Vizepräsident: Max Berger, med., Zürich, Mühlehalde 4 Tel. 45.491
Aktuar: Roland Staehelin, iur., Küsnacht, Zürichstr. 3. Tel. 910.611
Quästor: Heinz Goldinger, oec., Zürich, Schmelzbergstr. 24. Tel. 20.713
Beisitzer: Rainer Escher, phil. II, Unterengstringen. Tel. 911.181

Großer Studentenrat:

Präsident: Fritz Gropengießer, phil. I,
Zürich-Schwamendingen, Winterthurerstraße 336. Tel. 69.646
Vizepräsident: Eugen Spieß, theol., Zürich, Zweierstraße 169.
Aktuar: Margrit Turnherr, phil. I, Zollikon, Seestraße 18. Tel. 49.176

Kommissionspräsidenten:

Arbeitsvermittlung.

Leiter: Josef Erni, Zürich, Wiedingstraße 38. Tel. 45.005

Archivkommission:

Präsident: Hans Erb, Zürich, Wiedingstraße 46.

Lesesaalkommission:

Präsident: Eugen Spieß, theol., Zürich, Zweierstraße 169.

Vortragsausschuß:

Präsident: Werner Meier, phil., Baden, Martinsbergstraße 28.

Zentralstellekommission:

Präsident: Albert Wüest, med., Zürich, Bäckerstraße 96.

Serenadenleiter:

Hans Glinz, phil. I, Rüschlikon, alte Landstraße 52 b.

Liquidationskommission:

Präsident: Paul Küng, oec., Rapperswil, Zürcherstraße 1001.

NEUANSCHAFFUNGEN DER BIBLIOTHEKKOMMISSION.

Bedel, La nouvelle Arcadie.
Berdiaeff, Christianisme et réalité sociale.
Berdiaeff, Der Sinn der Geschichte.
Berdiaeff, Das neue Mittelalter.
Duhamel, Jardin des bêtes sauvages.
Forbes-Mosse, Das werbende Herz.
Guardini, Wille und Wahrheit.
Grundert, Marie Hesse.
Hesse, Vom Baum des Lebens.
Jammes, Der baskische Himmel.
Iwanow, Dostojewski.
Maritain, Primauté du spirituel.
Maritain, Trois réformateurs.
Noailles, Exactitudes.
Plzywara, Augustinus.
Poulaille, Le pain quotidien.
Rath, Der Antichrist.
Rosny, Les compagnons de l'Univers.
Thomas, Dreiviertel Neugier.
Walschap, Himmelfahrten.

STADTTHEATER ZÜRICH.

Spielplan vom 21.—25. November 1934.

(Billettbestellungen ab Samstagmorgen 10 Uhr.)

Mittwoch, 21. November, 8 Uhr: „Die versunkene Glocke“ (B-Ab. 6.) Oper
von O. Respighi.

Donnerstag, 22. November, 8 Uhr: „Grüezi“.

Freitag, 23. November, 8 Uhr: „Grüezi“ (B-Ab. 6.)

Samstag, 24. November, 3 Uhr: „Schützekönig“, gespielt vom Dramatischen
Verein.

Samstag, 24. November, 8 Uhr: „Der Zigeunerbaron“, Operette von
J. Strauß.

Sonntag, 25. November, 11 Uhr: **Puccini-Matinee.**

Sonntag, 25. November, 3 Uhr: „Grüezi“.

Sonntag, 25. November, 8 Uhr: „Grüezi“.

ZENTRALSTELLE DER STUDENTENSCHAFT.

Universität, Zimmer 2.

Kommilitonen!

Die Zentralstelle ist die Selbsthilfeorganisation der Studentenschaft. Sie vermittelt, was der Student zum Studium benötigt, zu günstigen Preisen.

Bücher, neu und antiquarisch. Papeteriewaren, Bestecke, Labor- und Klinikermäntel, fertig und nach Maß, Schreibmaterialien. Schreibmaschinen und Mikroskope, kauf- und leihweise.

Öffnungszeiten: Täglich 9—13 Uhr, Dienstag und Donnerstag auch 14—17 Uhr.

Zuschriften sind an die Redaktion des Zürcher Student:
Max Eisenring, Scheuchzerstraße 65, Zürich 6, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Das nächste Heft erscheint am 10. Dezember.
Redaktionsschluß: 30. November.



Kommilitonen!

kauft bei unsern Inserenten!





**ZINNKANNEN, Teller, Zuckerdosen,
Brotkörbe, Leuchter etc.**

sind jederzeit beliebte Festgeschenke
Verlangen Sie Katalog

A. Rapold, Schlüsselgasse 3, Zürich 1
Zinngießerei und Reparaturwerkstätte

Karl Manz, Zähringerstr. 24, Zürich 1
Spezial-Haus für Confitüren - 26 Sorten

Blumenhaus FLORIDA 5% Rabatt
Bahnhofstraße 83 Telephon 72.246
empfiehlt sich den Herren Studenten für Blumen, Früchte, Binderei

DISSERTATIONEN

drucken

innert kürzester

Frist und fachgemäß

MÜLLER, WERDER & CO.

Buchdruckerei / Zürich / Wolfbachstraße 19



*Gut gekleidet sein
war immer ein Vorteil,
ist immer ein Vorteil und
wird immer ein Vorteil
bleiben!*

Dazu ist es heutzutage gar keine grosse Geldsache mehr. Man braucht nur zu wissen, dass PKZ die Marke der guten Kleidung ist. Uebrigens ist jetzt gerade der günstige Moment für den Kauf des neuen **PKZ**-Anzuges und des neuen **PKZ**-Mantels Fr. 48.— 58.— 68.— 78.— 88.— 98.— bis 190.—

PKZ

in Basel · Bern · Biel · La Chaux-de-Fonds · Genève · Lausanne
Lugano · Luzern · Neuchâtel · St. Gallen · Winterthur · Zürich



Devisenkurse
28. Juni, mittags 11 1/2 Uhr
Eigene Drahtberichte. Geld 25

Bern	.....
London	.....
Paris	.....
Deutschland	.....
Belgien	.....
Holland	.....
Frankreich	.....
York	.....
Kabul	.....
do	.....

Eindrücke verarbeiten

Früher hatte man's gut! Wer die Schule passiert und „die Welt gesehen“, hatte sich meist auch eine gefestigte Ansicht erworben, an der die weiteren Ereignisse selten mehr rüttelten. Heute müssen wir uns sozusagen Tag für Tag umstellen.

Grosse technische Errungenschaften, neue politische Strukturen, gewaltige wirtschaftliche Umwälzungen gleiten wie ein Filmstreifen, Bild an Bild, an uns vorüber. Wollen wir mit der Zeit Schritt halten, müssen wir alle Augenblicke umlernen. — **Das zehrt!**

Unsere einseitige Ernährung wird in den wenigsten Fällen ausreichen, genügend neue Kraft zu produzieren, um die wichtigsten Eindrücke festhalten zu können. Wir bedürfen deshalb einer Ergänzung unserer Nahrung: **Ovomaltine!**

Ovomaltine enthält in konzentrierter Form alle wichtigen Nährstoffe, wie Malz, Milch, Eier, Cacao. Dank ihrer leichten Verdaulichkeit schafft Ovo sofort neue Kraft und hilft auch die andere Nahrung besser ausnützen. Eine Tasse Ovo zum Frühstück, zu den Zwischenmahlzeiten und als Schlummertrunk wird Ihnen ein willkommener Genuss, lässt Sie die vielen Eindrücke leicht verarbeiten und immer an der Spitze marschieren.

Preise: Fr. 3.60 die Büchse zu 500 gr.
Fr. 2.— die Büchse zu 250 gr.

Dr. A. WANDER A.G. BERN

*Nur Ovomaltine
schafft Ovomaltine-Erfolge*